Dr. med. Paul Wiesmann : Krankenhausarzt in Herisau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **44 (1916)**

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Dr. med. Paul Wiesmann
1854 — 1916.

Dr. med. Paul Wiesmann,

Krankenhausarzt in Herisau[1]).

Das Lebensbild eines Arztes.

Durch die Not des Lebens wird der Mensch erzogen.
Menander.

Diesen Spruch des griechischen Dichters hat Dr. Wiesmann oft angeführt und ihn durch sein eigenes Leben bewahrheitet. In seiner Jugend hat er Schweres erlebt und grosse Schwierigkeiten durchgemacht. Durch seinen Fleiss, seine Tüchtigkeit und sein Gottvertrauen hat er alle diese Schwierigkeiten überwunden und ist ein Mann geworden, der uns allen als Vorbild dienen kann.

Paul Wiesmann wurde am 1. April 1854 im Schulhaus in Ermatingen als der älteste Sohn des Lehrers Peter Wiesmann und seiner Gattin Albertine, geb. Brunschweiler, geboren. Er war das älteste von 8 Kindern, von denen sein jüngster Bruder aus der zweiten Ehe seines Vaters stammte.

Vater Wiesmann war ein überaus tüchtiger Lehrer und Erzieher, der sich durch seinen Fleiss vom Primar-

[1]) Dr. Wiesmann war zwar kein Appenzeller, aber während seines langjährigen Aufenthaltes in Herisau hat er sich als Kommissionsmitglied, Kassier und Präsident der Appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft und als Krankenhausarzt so grosse Verdienste um unsern Kanton erworben, dass die Appenzellischen Jahrbücher ihm einen längern Nachruf schuldig sind. Da Wiesmanns Bedeutung und Leistungen als Arzt nur von einem Fachmann auf medizinischem Gebiet richtig beurteilt werden können, wandte sich die Redaktion an einen solchen, und Herr Dr. med. *Schiller,* Direktor der Irrenheilanstalt in Wil, hat in zuvorkommender Weise sich bereit erklärt, für das Jahrbuch ein Lebensbild seines Freundes und Kollegen zu entwerfen. Die Red.

lehrer zum Sekundarlehrer emporgearbeitet hatte, daneben war er ein volkstümlicher Botaniker, der sich um die Verbreitung allgemeiner Kenntnisse aus der Pflanzenkunde im Volke grosse Verdienste erworben und deshalb auch von der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft des Kantons Thurgau zum Ehrenmitgliede ernannt worden war. Wegen eines Nervenleidens musste er den ihm so lieben Lehrerberuf aufgeben und war jahrelang gänzlich arbeitsunfähig. Während dieser Zeit geriet seine Familie in grosse Not, die für seine Kinder ein Ansporn war, ihre Kräfte schon frühe zu betätigen.

Mutter Wiesmann war eine tieffromme, geistig hochstehende und überaus tatkräftige Frau, die den schweren Kampf mit der Not des Lebens mit starkem Gottvertrauen und mit grosser Aufopferung mutig aufnahm und sich an der Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder mit grossem Erfolg beteiligte. Sie hatte auch viel Sinn für annalistische Aufzeichnungen, so dass der kleine Paul schon im Alter von 6 Jahren mit ihrer Hülfe ein kleines Tagebuch mit Tinte und Feder führte und in die zweite Klasse der Primarschule eintreten konnte. Seine Freude am Lernen und seine hervorragende geistige Begabung liessen ihn solche Fortschritte machen, dass er in 6 Jahren die Primarschulen und Sekundarschulen Müllheims beendete und mit 12 Jahren in die zweite Klasse der Kantonsschule in Frauenfeld eintrat, um sich dem Lehrerberufe zu widmen. Was er in seiner frühesten Jugend erlebte, erfahren wir von ihm selbst aus seinem Tagebuch und aus einem Aufsatz, „Meine Lebensgeschichte“, die er als Schüler der zweiten Gymnasialklasse im Jahre 1866 in Frauenfeld abfasste.

So schreibt er mit grossen, etwas ungelenken Buchstaben auf dem groben, grauen Papier seines ersten Tagebuches am 6. Dezember 1860: „Heute war ein schöner,

warmer Tag. Der Spengler Friedrich hat die grosse Pappel am Bach hinter dem Schulhaus umgehauen. Es ist schade um den schönen Baum.“ 11. Dezember: „Vormittags haben 4 Männer unsern Kirschbaum umgehauen. Mein lieber Vater schenkte mir eine Schweizergeschichte mit 150 Erzählungen.“ 12. Dezember: „In dem neuen Buche habe ich schon die erste Erzählung gelesen. Sie handelt von den alten Helvetiern, sie waren roh, gross, schön und stark.“ 19. Dezember: „Heute weiss ich nichts einzuschreiben.“ 22. XII.: „Heute ist der kürzeste Tag und die längste Nacht. Von nun an werden die Tage wieder zu- und die Nächte wieder abnehmen bis zum längsten Tag und zur kürzesten Nacht im Juni.“

Er erzählt in seinem Tagebuch weiter, wie er versucht habe, feuerspeiende Berge und Pulver zu machen und dass er im 11. Lebensjahre Lateinstunden bekam. Er braucht im 11. Jahr schon Abkürzungen für die gewöhnliche Schrift und sammelt Lebensregeln und -lehren aus den von ihm gelesenen Jugendschriften. So trägt er am 17. September 1865 den Spruch ein: „Weinen hilft nichts. Geschehen ist geschehen. Nimm's kaltblütig, ein andermal geht's besser.“ Am 25. September: „Reichtum kann Dir zum Verderben werden, Arbeit wird nie zur Schande,“ und am 24. Oktober: „Mit Fleiss und Ausdauer kann's auch der Arme weit bringen.“ Auch das erhebende Lied von Paul Gerhardt: Befiehl Du Deine Wege und was Dein Herze kränkt, trägt er um diese Zeit in sein Tagebuch ein, und in Bezug auf die von guten Menschen gemilderte Not seiner Familie schreibt er am 27. Oktober: „Möge Gott alle unsere Wohltäter mit seinem unerschöpflichen Segen überschütten und es mir einst auch möglich machen, Notleidende zu unterstützen.“ Am 28. Oktober 1865 gibt er ein Verzeichnis und zugleich eine Charakteristik seiner Mitschüler in

der Sekundarschule, die von seiner scharfen Beobachtungsgabe zeugt. So schreibt er von einem: „bildhübsch, blond, aber in den Heften ein wenig schmutzig“ — von einem zweiten: „klein von Statur und gar nicht gescheit“ — von einem dritten: „wolbegabt, ordentlich, ein wenig verschlagen“ — von einem vierten: „begabt, fleissig und ordentlich, ein wahres Muster von Reinlichkeit.“ Als 16. führt er den P. W. an und schreibt über sich: „P. W. hat von Gott reiche Talente empfangen, besonders eine leichte Auffassungsgabe und ein vortreffliches Gedächtnis und er kann bei gewissenhafter Benützung seiner Gaben etwas Tüchtiges werden. Wenn er aber die gerechten Hoffnungen seines Vaters erfüllen soll, so muss er sich folgende wichtige Fehler allen Ernstes abgewöhnen: Hang zur Unordnung und Unreinlichkeit, Unlust zu Handarbeiten und Körperbeschäftigung, Nachlässigkeit in Gang und Haltung, Mangel an Ehrerbietung gegen die Mutter und an Verträglichkeit mit den Brüdern und Mitschülern, Mangel an Ausdauer bei der Anfertigung der Schularbeiten, zu geringe Sorgfalt mit Kleidern und Schulsachen, Flüchtigkeit und Ungenauigkeit in den schriftlichen Arbeiten, Unbeholfenheit und Mangel an Anstand gegen Erwachsene und vieles andere mehr. Möge er nicht versäumen, sich dieser Fehler bald zu entledigen, er darf das Sprüchwort nicht vergessen: „Jung gewohnt, alt getan!“ — Diese tiefe Selbsterkenntnis ist kennzeichnend für den frühreifen Geist des Elfjährigen. — Am 31. X. 1865 erzählt er von einem Sohn unbemittelter Eltern, der mit Fleiss und Anstrengung Theologie studiert hatte und jüngstens zum Prediger einer benachbarten Gemeinde gewählt worden war, und bezeichnet ihn als ein Beispiel zur Nacheiferung.

Die damalige schwere Notlage seiner Familie geht besonders deutlich aus der Tatsache hervor, dass er mit

seinem Bruder die Bücher seines Vaters an die Bezirkslehrerkonferenz brachte, um sie dort zu verkaufen, und dass sie am Abend hungrig und müde fast mit der gleichen Last wieder zurückkehrten. Am Tage darauf wurde sein Vater von seinen Amtsbrüdern reich beschenkt. Er schreibt: „Bin ich einmal Lehrer, so werde ich mich gewiss befleissen, gegen arme und kranke Kollegen Teilnahme zu beweisen.“ Am 6. November 1865 wurde der Müllheimer Herbstmarkt abgehalten. Er schreibt darüber: „Ich würdigte ihn aber kaum eines Blickes, obgleich mir Herr Pfarrer einen Franken Marktgeld gegeben hatte. Die liebe Mutter kaufte uns dafür ein Pfund Käse und jedem ein halbes Würstchen“ — daraus können wir auch den Unterschied der damaligen und der heutigen Lebensmittelpreise ersehen. — Er beschreibt auch, wie er Schiessbaumwolle und Schiesspulver bereiten wollte. Er schildert, wie er seinem Vater während seiner langen Krankheit vorgelesen hatte und wie er für die ein paar Tage abwesende Mutter die Hausgeschäfte versehen und kochen musste. Er zählt die Liebesgaben an Geld, Lebensmitteln und Kleidern auf, die der liebe Vater und die Familie von Kollegen, Freunden und Bekannten erhielten; daneben führt er ein genaues Kassabuch über seine kleinen Einnahmen und Ausgaben. Am 31. Dezember 1865 schreibt er: „Jahresschluss! In wenigen Stunden wird das scheidende Jahr zu Ende geleitet. Für uns war es ein schweres Jahr, denn krank trat der liebe Vater in dasselbe ein; wenn auch noch zu einiger Arbeit fähig, ist sein Zustand, soweit wir es erkennen können, ein hoffnungsloser. Aber in die finstere Nacht des Leidens leuchtete mancher Strahl des guten Gottes. Wie mancher Trost wurde uns von teilnehmenden Leuten gespendet und keinen Tag liess es uns der Herr am Nötigen fehlen. Scheiden wir denn vom alten Jahr im Glauben, er, der

bisher geholfen hat, werde weiter helfen. Amen.“ Das Jahr 1866 fängt er an mit dem Spruch: „Gut sein immer, das sei mein Wunsch zum neuen Jahr.“

Seinen Lebenslauf bis zu seinem zwölften Jahre beschreibt er selbst in einem Aufsatz als Schüler der zweiten Gymnasialklasse und da in diesem Aufsatz seine ganze geistige Eigenart am besten zum Ausdruck kommt, soll er, trotzdem darin einige Wiederholungen des Vorstehenden enthalten sind, in seiner ursprünglichen Form hier folgen:

Meine Lebensgeschichte. Ich bin im Schulhaus in Ermatingen am 1. April 1854 an einem Samstag geboren und bin das erste Kind meiner Eltern. Der Vater war damals Lehrer an der Unterschule. Ein viertel Jahr lang war ich etwas kränklich, dann aber entwickelte ich mich rasch und lernte schon mit 11 Monaten gehen.

Erst 1 Jahr alt siedelte ich mit meinen Eltern nach dem Hard, einem Schlosse unweit Ermatingen über, weil der Vater hier eine Hauslehrerstelle übernahm. Hier lernte ich rasch sprechen; mit $1^1/_2$ Jahren sprach ich das R schon ziemlich deutlich aus. Der Aufenthalt im Hard gewährte mir viel Unterhaltung; namentlich hatte ich am Geflügel, am Springbrunnen und an Pferden viele Freude.

Im Herbst 1855 zogen meine Eltern nach Murten, da mein lieber Vater eine öffentliche Lehrstelle der eines Hauslehrers vorzog. Mit $1^1/_2$ Jahren konnte ich also schon eine weite Reise machen.

Unsere Wohnung war am See (an der sogenannten „Ryf“); von derselben aus hatte man eine prächtige Aussicht auf den See, die Schifflände und einen grossen freien Platz, auf dem oft schwere Lastwagen geladen wurden. An Pferden, Fuhrwerken und Peitschen hatte ich die grösste Freude und suchte mit des Vaters Stiefeln das Treiben der Fuhrleute nachzuahmen. Auf dem

grossen Platze wurden auch Viehmärkte abgehalten und ich hatte eine grosse Freude, wenn ich mit andern Kindern in Schafpferchen herumspringen konnte. Mit 3 Jahren musste ich oft schon Aufträge besorgen. Gar oft durfte ich mit dem lieben Vater Spaziergänge in die reizende Umgebung, nach Löwenberg, Greng und Villars machen.

Im Frühjahr 1858 folgte der Vater einem Ruf als Sekundarlehrer nach Müllheim. Fast am Ziel der Reise, oberhalb Felben, kam ich in Lebensgefahr. Ich spielte nämlich immer am Türschloss des Waggons, auf einmal riss der Wind die Türe auf, warf mich auf den Vorsprung und hätte mich fortgeblasen, hätte nicht Dr. Tobler mich schnell am Beine fassen können. In Müllheim verlernte ich das Murtnerdeutsch bald und gewöhnte mich schnell an das „gsat, as, zwa".

Mit dem lieben Vater, der eine grosse Freude an der Natur hat, machte ich viele Spaziergänge in die nahen Wälder. Im März 1860 trat ich in die Schule ein, was mir um so grössere Freude machte, da ich schon nach 6 Wochen in die zweite Klasse kam. Die liebe Mutter hatte mich nämlich den Winter über lesen und schreiben gelehrt und so kam ich schnell vorwärts. In der Schule behagte es mir ausserordentlich, sie war mein Lieblingsaufenthalt. Dem Lehrer war ich lieb, und er machte mich oft zum Aufseher über die andern Schüler. Neben der Schule verrichtete ich häusliche Geschäfte, spielte und spazierte mit dem lieben Vater. Auf solchen Spaziergängen suchte er mir die Liebe zur Natur einzupflanzen und lehrte mich viele Pflanzen kennen. Daheim erzählte mir die Mutter manches Geschichtchen und immer plagte ich sie mit den Worten: „Verzehl mer wieder emol e Gschichtli!" Verschen wusste ich eine ganze Schwadron auswendig.

Im Frühling 1862 kam ich in die Oberschule. Hier begann für mich ein neues Leben und bald hatte ich es soweit gebracht, dass ich im Herbst in die zweite Klasse eintreten durfte.

Bis dahin hatte ich eine glückliche Jugend verlebt. Da aber kam ein grosses Unglück über uns; des lieben Vaters Gesundheit wurde nämlich so sehr erschüttert, dass er vom Neujahr 1863 bis jetzt immer leidend geblieben ist. Im Frühling 1863 suchte er in der westlichen Schweiz, am Genfersee Genesung und ward daselbst wieder soweit hergestellt, dass er, wiewol mit Anstrengung, bis im Herbst Schule halten konnte. Da befiel ihn ein neuer Anfall und er entschloss sich, eine Wasserkur zu machen [1]). Im Herbst machte er sie 11, im Frühling 6 Wochen lang. Ich durfte ihn einmal für eine Woche besuchen und hatte in der romantischen Gegend von Elgg viele Freude. Scheinbar frisch und gesund begann der Vater im Frühling 1864 seine Lieblingsarbeit, das Schulehalten, wieder, und ich hatte die Freude, bei ihm in die Schule gehen zu können. Er behandelte mich ein wenig streng; aber ich werde ihm stets noch für seine weise Strenge gegen mich dankbar sein. Botanik, Französisch, Deutsch, Zeichnen und Schönschreiben waren bei ihm meine Lieblingsfächer, denn er unterrichtete mich gründlich und genau. Herr Pfarrer Brenner gab mir und zwei andern Knaben noch lateinische Stunden. — Bald trat die Krankheit des Vaters wieder auf, bald stärker, bald schwächer, und wurde vermehrt, als Gott uns am 13. Juli 1864 unser einziges Schwesterlein entriss. Da sich sein Zustand den Winter über verschlimmerte, und er im Frühling wieder bett-

---

[1]) In der damals weitbekannten Wasserheilanstalt Tiefenau bei Elgg, Kanton Zürich.

liegerig wurde, bat er um 1 Jahr Urlaub, um sich wieder zu kräftigen. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Bis im Juni konnte er das Bett nicht mehr verlassen und kam nur langsam zu der Kraft, einmal ausser das Haus zu gehen. Es war ein Jubeltag für uns, als er zum ersten mal das Freie betrat. Den Herbst über ging er noch öfter hinaus, um der reinen und sanften Luft zu geniessen. Im Winter ging es mit seinem Zustand nicht vor- und nicht rückwärts, fast immer musste er das Bett hüten und konnte täglich nur für ein paar Stunden dasselbe verlassen. Während dieses Jahres hatte er Herrn Kaiser zum Stellvertreter.

Aber auch in unserer schlimmen Lage ist uns Gott beigestanden und hat sie uns versüsst durch die liebevolle Teilnahme anderer Menschen, die uns reichlich zu teil wurde.

Die Sekundarschule besuchte ich noch 1 Jahr als Schüler der zweiten Klasse. Daneben gab mir Herr Pfarrer Brenner Lateinstunden, in denen Wiederholung die Hauptsache war.

Unsere traurige Lage hielt aber meine Eltern nicht ab, mich ins Gymnasium zu schicken; denn ich habe bereits die nötige Vorbereitung genossen und nach der Meinung meiner Eltern ist dasselbe die beste Vorschule, mich zum Lehrer auszubilden. Am 13. April (1866) habe ich die Aufnahmsprüfung in die zweite Gymnasialklasse glücklich bestanden und bin den 30. April eingetreten. Was ferner geschehen wird, liegt in Gottes Hand. Er wird mich glücklich ans Ziel führen und mich zur Freude und Stütze meiner Eltern aufwachsen lassen, wenn ich redlich das Meine tun werde. Drum frisch vorwärts!

Auch am Gymnasium bewies er seinen Fleiss, seine Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit. Sein Pate und ein anderer Wohltäter kamen für die Schulkosten auf und in seinem Tagebuch äussert er rührend den Vorsatz, sich durch seine Leistungen und sein Betragen dieser Wohltat würdig zu erweisen, und es ist erstaunlich, was er geleistet hat. Tagtäglich machte er Sommers und Winters, bei schönem und schlechtem Wetter, bei Sonnenschein, bei Sturm und Regen zweimal den gut halbstündigen Weg von seinem Wohnort Müllheim zur Bahnstation, fuhr am Morgen nach Frauenfeld zur Schule und am Abend zurück; oft führte er eine Karre Mist auf den kleinen Acker hinaus, den seine Mutter mit seinen Geschwistern bebaute, und dabei lernte er seine lateinischen und griechischen Wörter und Verse auswendig. Es ist ein wahres Vergnügen, seine sauber geschriebenen Aufsatzhefte zu lesen und die genau geführten lateinischen und griechischen Wörterhefte; geradezu staunenswert sind die hebräischen Wörterhefte, die er führte; sie sind so fein und sauber geschrieben, ja geradezu wie von einem Künstler gestochen. Er lernte nämlich zu seiner eigenen Freude auch die hebräische Sprache. Daneben zeichnete er seine Landkarten, die er von geliehenen kopierte, alte und neue, zur Unterstützung des Geographie- und Geschichtsunterrichtes selbst. Von der Arbeit, die er leistete, haben die heutigen Gymnasiasten, die die besten Geographie- und Geschichtskarten mühelos in die Hände bekommen, keine Ahnung.

Als angehender junger Lateiner schon musste er das ihm angeborene Lehrtalent betätigen, indem er seinen jüngsten Bruder, als dieser ein 3—4jähriger Knirps war und noch lange nicht in die Schule ging, mit vieler Ausdauer lateinische Worte auswendig lehrte und mit solchem Erfolg, dass dieser aus jener Zeit noch carina = das Schiff im Gedächtnis behalten hat.

Schon im Alter von 17 Jahren legte er die Maturitätsprüfung ab und trug dabei in allen Fächern die erste Note davon, und nun galt es für ihn, das Brot selbst zu verdienen. Er ging im Herbst 1871 nach Neuenburg und liess sich auf der dortigen Akademie als Student einschreiben, um seine Studien als Lehrer weiter zu führen. Durch Vermittlung des Leiters der dortigen Strafanstalt, Dr. Guillaume, des nachmaligen Direktors des eidgenössischen statistischen Amtes, erhielt er eine Stelle als Lehrer der Anstaltsschule der Strafanstalt Neuenburg. Diese Zeit war für ihn eine arbeitsreiche und fruchtbringende. Am Tage besuchte er die Vorlesungen an der Akademie, in denen er reiche Kenntnisse in naturwissenschaftlichen und sprachlichen Fächern einheimste und am Abend hielt er selbst Unterricht als Lehrer von seinen Schülern in der Strafanstaltsschule. Er entwickelte dabei ein hervorragendes Lehrtalent, das er als glückliches und reiches Erbe von seinem Vater erhalten. Meisterhaft versah er, der viel jünger war als die meisten seiner Schüler, seine Stelle, und war ihnen nicht nur ein guter Lehrer, sondern auch ein erfolgreicher Erzieher. Er lehrte in französischer Sprache so gut wie in seiner Muttersprache und gab einigen seiner Schüler auch Unterricht im Englischen und Italienischen. So konnte er das, was er selbst gelernt, im eigenen Unterricht lehrend wieder anwenden, und das erklärt uns auch seine reichen und gediegenen Kenntnisse auf allen Gebieten menschlichen Wissens. Unter der Leitung des Strafanstaltsdirektors, in dem er nicht blos einen wohlwollenden Vorgesetzten, sondern auch einen väterlichen Freund fand, beteiligte er sich auch an der Abfassung des Sonntagsblattes für die Gefangenen und schrieb dafür belehrende und erbauliche Erzählungen, die er mit entsprechenden Bildern veranschaulichte. Im Jahre 1872 fand die Jahres-

versammlung des schweizerischen Vereins für das Gefängniswesen in Neuenburg statt und auf Veranlassung seines Vorgesetzten, der als Präsident die Versammlung zu leiten hatte, hielt er in französischer Sprache einen Vortrag über: „Die Schule in der Strafanstalt". Seine Ausführungen sind auch wieder ein deutlicher Beweis für die Reife des Geistes des Achtzehnjährigen. Er führte aus, wie notwendig es ist, den Gefangenen Unterricht zu geben und dieselben dadurch sittlich zu heben. In diesem Sinne bezeichnete er die Anstaltsschule als ein Vorbeugungsmittel gegen das Verbrechen. Sie soll dem Sträfling erhabenere Gedanken, ausgedehntere Kenntnisse, Vorliebe für edlere Vergnügungen und den Wunsch nach einem bessern Leben einpflanzen. Er verbreitete sich auch über die beste Art des Unterrichtes: die Gefangenen haben zwar das Alter der Erwachsenen, aber vielfach noch den Geist und die Kenntnisse von Kindern. Er führt alles an, was für einen fruchtbringenden Unterricht erforderlich ist: Bücher, Bilder, Atlanten, Instrumente und bezeichnet als Wichtigstes den Lehrer: er soll Menschenliebe zeigen, den Gefangenen ein Freund sein, fleissig, fest, entschlossen, taktvoll, nicht stolz und nicht höhnisch. Er muss die Gabe haben, sich die Mitarbeit der Gefangenen zu sichern, indem er kleine Klassen einrichtet, in denen er Gefangene, die die nötigen Kenntnisse haben, unter genauer Aufsicht als Hülfslehrer verwendet und rät, den Unterricht mit Gesang zu beginnen. Er schildert die geistigen Abnormitäten seiner Schüler: schwaches Gedächtnis wegen mangelnder Uebung, schwacher Verstand, Mangel an Kenntnissen, Unfähigkeit fortgesetzt zu denken. Als besondere Eigentümlichkeit hat er ihr Interesse für angewandtes Rechnen entdeckt, weil das ihnen am meisten nützt. Da ihr Geist schärfer ist als der kindliche und ihre Fähigkeit, zu überlegen, grösser,

darf sich der Lehrer in keiner Weise etwas vergeben. Er soll seine Ueberlegenheit auf ganz natürliche Weise geltend machen können, ohne Berufung auf seine Amtsgewalt, was den Unterricht für ihn selbst zur anstrengenden Schulung seines eigenen Charakters macht. Durch angemessenes Lob und Tadel muss er den Ehrgeiz seiner Schüler wecken können. Lesen, Schreiben, Rechnen bezeichnet er als Hauptfächer, doch sollen Landes- und Naturkunde und Geschichte auch berücksichtigt werden. Er schildert mit beredten Worten den guten Einfluss eines solchen Unterrichtes auf das Betragen und die Arbeit der Gefangenen in den Werkstätten und auf ihren künftigen Lebenslauf nach der Entlassung und macht auch den Unterschied klar zwischen der gewöhnlichen und der Gefangenenschule, wobei die Einsamkeit der Haft den Gefangenen oft mächtig fördert.

Wie guten Erfolg er bei seinem Unterricht hatte, zeigen verschiedene Briefe seiner Schüler, die er von ihnen beim Jahreswechsel oder zum Abschiede erhielt und die er als den schönsten Lohn seiner Arbeit betrachtete.

Neben seinen Studien an der Akademie und seiner Arbeit an der Anstaltsschule nahm er auch Anteil am geselligen Leben der Mitstudierenden und fand besonders in der Verbindung der Zofinger Freunde, mit denen er sein ganzes späteres Leben hindurch aufs engste verbunden blieb. Er selbst bezeichnete später seinen Aufenthalt in Neuenburg als eine der schönsten und glücklichsten Zeiten seines Lebens.

Im Sommer 1873 schloss er seine Studien als Lehrer an der Akademie in Neuenburg ab und wählte von verschiedenen äusserst günstigen Stellen, die zu besetzen waren, die eines Hauslehrers im Hause eines schweizerischen Kaufmannes in Buenos-Aires. Fünf Jahre lang

blieb er in der schönen Hauptstadt Argentiniens, zuerst einige Jahre als Hauslehrer und dann als Lehrer an der dortigen deutschen Schule. Er war unermüdlich in der Arbeit an seinen Schülern und an sich selbst und verlebte dort eine sehr glückliche Zeit, die ihm volle Befriedigung brachte, nicht nur in seiner Tätigkeit als Lehrer, sondern auch im geselligen Leben in den Familien seiner Schüler und Schülerinnen und mit Freunden, die er sich durch seine Tüchtigkeit und sein heiteres Wesen erwarb. Besonders reiche Kenntnisse erwarb er sich in den südländischen Pflanzen, durch die er nach seiner Rückkehr in seine Heimat seine Umgebung überraschte. Schon lange hegte er den Wunsch, sich dem Studium der Medizin zu widmen und nachdem er sich die nötigen Mittel erworben, kehrte er in sein Vaterland zurück, um seinen Plan zur Ausführung zu bringen.

In seinem auf der Heimfahrt auf dem Schiff geführten Tagebuch lässt er diese fünf glücklichen Jahre seines Lebens in seinem Geiste an sich vorüberziehen und lebt sie noch einmal mit dem Gefühl inniger Dankbarkeit für das genossene Glück durch. Nach einem rührenden Abschied in der Schule besteigt er am 8. September 1878 das Schiff und beschreibt, wie unendlich glücklich er in Buenos-Aires gewesen sei und kann gar nicht begreifen, wie ihm der liebe Gott so viel Glück zu teil werden liess. „Da habe ich den besten Freund gefunden, den deutschen Pfarrer Griesemann, dem ich wohl das Teuerste verdanke, was ein Mensch dem andern zu geben vermag, dass er mir den Weg zu Gott, den ich leider verloren, wieder gezeigt hat“ [1]). Während der

[1]) Einen wie tiefen und für sein ganzes Leben nachhaltigen Eindruck das Wesen dieses Freundes auf ihn gemacht hat, geht aus folgendem Auszug eines Briefes hervor, den er im Jahre 1901 an seine Braut, Fräulein Hanna Steiger, schrieb: „Das wusste ich gar

langen Seereise liest er im neuen Testament und beschreibt den Eindruck, den es auf ihn macht: „Ich habe bereits das Evangelium Matthäi zu Ende gelesen und das Evangelium Marci angefangen. Ich lese darin wie ein Kind. Gar vieles bleibt mir unverständlich, anderes geht mir wirklich zu Herzen, z. B. das Gleichnis von den Talenten. Möge mir der liebe Gott immer mehr das Verständnis seines Wortes erschliessen! Das Lesen des Evangelium Johannis verschafft ihm eine besondere Freude, aber er klagt, dass ihm noch vieles fehle zum rechten innigen Verständnis und dass er gerade in den letzten Tagen vielfach von Zweifeln geplagt wurde, weshalb er sich in seinem Gemüte bedrückt fühlt. Bei der Lektüre der Apostelgeschichte und der Briefe an die Römer findet er vieles, was er absolut nicht versteht.

---

nicht, dass auch an Dich der religiöse Zweifel herangetreten und zwar vornehmlich in Gestalt eines gelehrten deutschen Archäologen. Du hast ihn aber überwunden mit den allein richtigen Waffen des Gefühls und der innern Erfahrung. Mit Kritik der Kritik lässt sich dem Zweifel ganz gewiss nicht beikommen und es hat daher eine Zeit gegeben, wo ich allen Diskussionen und selbst der Lektüre dieser Art ängstlich aus dem Wege ging. Ich sagte Dir schon, dass ich durch das Studium materialistischer und darwinistischer Bücher vollständig vom Glauben an einen Gott und ein Jenseits abgekommen war. Eine *Be*kehrung hat bei mir nie stattgefunden, wenigstens nicht im Sinn der Methodisten, aber an den Moment der *Um*kehr kann ich mich noch sehr deutlich erinnern. Ich hatte von Buenos-Aires aus mit einigen jungen Kaufleuten einen Ritt gemacht und bei der Einkehr fing man an zu philosophieren. Ein naseweiser, gar nicht sehr gescheiter junger Herr pries laut die neuesten Ergebnisse der Naturwissenschaften, ohne einen „Chabis" davon zu verstehen, sprach von dem Blödsinn, noch an einen Gott zu glauben, dessen Nichtexistenz die Naturforscher ja genau bewiesen usw. Da kam mir auf einmal der Schluss einer Gellert'schen Fabel in den Sinn:

Wenn ein Gemäld' dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein schlechtes Zeichen;
Doch wenn es erst des Narren Lob erhält,
Dann ist es Zeit, es auszustreichen.

Was ein solcher Flachkopf so ohne weiteres als selbstverständlich und als Gipfel der menschlichen Erkenntnis pries, konnte

Er beobachtet das Meer in seinen verschiedenen Farben und Wellenbildungen, macht Skizzen von Küsten und Inseln, an denen das Schiff vorüberfährt, schreibt jeden Tag die geographische Länge und Breite ein und verfolgt mit den Schiffsoffizieren den Lauf des Dampfers. Durch das Studium der Muskel- und Knochenlehre, wobei ihm der Schiffsarzt behülflich ist, bereitet er sich auf das Studium der Medizin vor, er mikroskopiert und bestimmt Meeresalgen mit dem Arzt, mit dem er schnell

---

unmöglich die Wahrheit sein. Schon vorher hatte ich mich mit dem Pfarrer der deutschen Kirche oberflächlich befreundet und schloss mich nun noch mehr an ihn an. Als Lehrer an der deutschen Kirchenschule kam ich täglich mit ihm zusammen, er machte aber nie Bekehrungsversuche, obgleich er meinen Standpunkt kannte. Nur durch die Einwirkung seines Wesens und seines Charakters führte er mich allmählich auf den richtigen Weg. — Er ist vor einigen Jahren an der Schwindsucht gestorben. Ich habe es dann wie gesagt sehr lange und eigentlich heute noch vermieden, kritische und auch apologetische Schriften (d. h. solche, welche den Glauben verteidigen und seine Richtigkeit beweisen wollen) zu lesen, da ich von beiden nur Schaden haben konnte. Dies umsomehr, als das Studium der Medizin ganz dazu angetan ist, vom Glauben abwendig zu machen, und alle meine Lehrer so ziemlich ausschliesslich materialistischen Anschauungen huldigten. Jetzt bin ich gottlob so ziemlich über das Stadium der Furcht hinaus, obgleich ich mich nicht rühmen will, dass mir nicht trotz allen herrlichen Erfahrungen und der deutlichsten Erweisungen Gottes manchmal wieder Zweifel aufsteigen. Aber ich kann mich doch meines Glaubens freuen, ohne gegen die Ergebnisse der Naturwissenschaften und der historischen Kritik meine Augen schliessen zu müssen.

Herrlich wird es einmal sein, mit Dir den Spuren Gottes auch in der Natur zu folgen. Sie bietet so viel des Bewundernswerten, dass Du mir gewiss auch gerne zuhören wirst, wenn ich in mehr wissenschaftlicher Weise von den Wundern der Schöpfung, vom Leben der Pflanzen, vom Bau unseres Leibes usw. mit Dir sprechen werde. Vieles davon ist mir freilich zu gewohnt geworden, als dass ich durch das Bewunderungswürdige noch besonders angeregt werde. Ich erinnere mich aber noch gut aus dem Anfang meiner Studienzeit, welchen Eindruck mir das Studium der Anatomie verursachte und mit welchem Eifer ich oft bis tief in die Nacht hinein an einem Arm oder Bein herumpräparierte."

bekannt wird. Er ist entzückt über den Anblick von Bergen, den er 5 Jahre entbehrt hat. Er schwelgt in dem Anschauen der herrlichen südlichen Vegetation und beklagt seine kläglichen botanischen Kenntnisse diesem Pflanzenreichtum gegenüber, der ihm sagt: Wie schrecklich wenig weisst Du doch von den Schätzen der Natur. Auch Astronomisches, Geologisches und Zoologisches beobachtet und beschreibt er und unterhält sich mit den Offizieren über das Seewesen. Er beobachtet den Wind und Regen und beschreibt auch den Anblick eines wunderbaren Regenbogens und Fische, die er noch nie gesehen. Das Rollen des Schiffes bringt bei ihm ungewohnte Empfindungen hervor. Er findet die ganze Schiffseinrichtung, besonders die Maschinen, sehr interessant und auch das Hissen der Segel bei günstigem Wind. Daneben geniesst er auch schöne Literatur, ist aber sehr wählerisch dabei. Einen tiefen Eindruck macht auf ihn der botanische Garten von Rio de Janeiro: „Mit ehrfurchtsvollem Staunen betrat ich die weltberühmte Palmenallee des weltberühmten botanischen Gartens von Rio de Janeiro. Worte sind nicht imstande, den Eindruck wiederzugeben, den dieser imposante Anblick auf den Besucher macht. Wohl 120 Fuss hoch, wie mächtige Säulen erheben sich die glatten, kreisrunden Stämme, welche an ihrem Fusse einen Durchmesser von etwa 4 Fuss haben; oben wölben sich die zarten zierlichen Wedel zu gothischen Bogen zusammen, so dass einem zu Mute ist, als betrete man das Schiff eines riesenhaften Domes. Einen paradiesischern Ort kann Gott wohl kaum geschaffen haben.“

Nach 14tägiger Fahrt schreibt er: „Ich fühle mich heute so melancholisch wie noch nie auf der ganzen Reise. Ich möchte am liebsten wieder umkehren. Wann werde ich wohl wieder so liebe Freunde finden wie in

Buenos-Aires? Ich will heute abend an meinen lieben Griesemann schreiben, vielleicht vergeht mir dann ein wenig die Melancholie. Ich vertiefe mich in die glückliche Zeit in Buenos-Aires und es erfüllt mich die Dankbarkeit gegen Gott, der mich so reich gesegnet hat.“

Daneben nimmt er auch teil an dem geselligen Leben auf dem Schiff und vermerkt jede gewonnene oder verlorene Partie Billard oder Schach. Am 26. Sept. 1878 notiert er: „Zur Feier des Sonntags wurde ein Fass Bier aufgelegt und mit wahrer Todesverachtung habe ich auch ein Glas davon verschluckt. Wir leben hier wirklich ganz ausgezeichnet und es soll mich gar nicht wundern, wenn ich am Ende der Seereise um 10 Pfund zugenommen habe. Ich sammle auf meiner Reise einen wahren Ueberschuss von Kraft, der mir hoffentlich bei meinen Studien recht zu statten kommen wird.“ Das reichliche Essen verursacht ihm zweimal eine kleine Migräne.

„Am 10. Oktober 1878 ist Europa in Sicht. Am 15. November 1873 sah ich mit schwerem Herzen auf der Hinreise Europa verschwinden.“

„Am 15. Oktober 1878 Landung in Antwerpen, nachdem ich 21 Tage ununterbrochen auf dem Schiff gewesen. Gott sei gedankt für die glückliche und zugleich so angenehme Ueberfahrt. Ich eilte sogleich nach dem Telegraphenbureau, um meinem lieben Vater meine Ankunft anzuzeigen. Ich bin des Gehens auf dem Lande noch gar nicht gewohnt.“

Auf der Eisenbahnfahrt nach Aachen begrüsst er eine Menge Dinge, deren Anblick er 5 Jahre lang entbehrt hat: schön bebaute Felder, Buchen-, Tannen- und Föhrenwälder. Auch viele unserer Wiesenblumen hat er im Vorbeifliegen begrüsst. Er empfindet auch das Bedürfnis nach warmen Kleidern, da er aus dem warmen

Süden kommt. In Aachen wurde er tief ergriffen beim Besuch des durch die Geschichte so berühmten Rathauses. Eine Einladung eines Herrn von Bülow, dessen Bekanntschaft er während der Seereise gemacht hatte, führte ihn noch nach Paris zum Besuche der Weltausstellung, der Champs Elysée, Versailles und der Gemäldesammlungen. Am 1. November 1878 befand er sich zu seiner grossen Freude bei seinem Vater in Müllheim. Seine von ihm so innig geliebte Mutter war schon 5 Jahre vorher gestorben.

Er hielt dort keine lange Rast, sondern begann so bald als möglich das Studium der Medizin und bezog am 9. November 1878 als Student der Medizin die Universität Zürich. Seinen Mitstudierenden war er nicht nur im Alter voraus, sondern auch in der Vorbildung und den Kenntnissen weit überlegen. Bei seiner hervorragenden geistigen Kraft und seinem Trieb zur Arbeit bewältigte er das vorgeschriebene Pensum mit Leichtigkeit, ja es war ihm nicht gross genug und er nahm dazu noch freiwillige Fächer, so vertiefte er sich in die schwierige Kenntnis der Algen und Moose und legte eine prachtvolle Sammlung an. Er hörte auch Vorlesungen über die Physiologie des Bewusstseins. Seine Professoren erkannten seine geistige Ueberlegenheit bald und der Professor der Anatomie wählte ihn schon im zweiten Semester zum Assistenten seines Institutes. Diese Wahl gilt unter den Studenten als hohe Auszeichnung, denn es gelangen jeweils nur die Tüchtigsten zu dieser Stelle. Da war er nun wieder ganz in seinem Element als Lehrer und konnte sein Lehrtalent bei seinen Mitstudierenden bei den Präparierübungen, in welchen der menschliche Körper bis in seine feinsten Muskel- und Nervenfasern und bis in die kleinsten Blutgefässe und Knöchelchen zergliedert wird, anwenden, und mancher war ihm für

das, was er ihm, das feine Messer in der Hand, zeigte, dankbar. Schon im vierten Semester bestand er das Propadeutikum mit den besten Noten und setzte das Studium auf der Universität in Leipzig fort, wo ihn besonders der Lehrer der Chirurgie, Thiersch, anzog. Nach zwei Semestern kehrte er wieder in sein geliebtes Zürich zurück, vollendete in zwei weitern Semestern sein Medizinstudium und schloss es im Sommer 1883 ab durch ein glänzendes Staatsexamen, das unter den Studenten noch lange besprochen wurde. Schon während seiner Studienzeit hatte er sein Hauptaugenmerk auf die Chirurgie gerichtet; da dafür eine besonders genaue Kenntnis des Baues des menschlichen Körpers nötig ist, hatte er während seiner klinischen Semester bei dem Anatomieprofessor nochmals genau die Muskeln zergliedert. Daneben tat er auf der chirurgischen Klinik Dienst als Unterassistent.

Mit dem nämlichen Fleiss und der gleichen peinlichen Sorgfalt und Genauigkeit und der bewundernswerten Schönheit, wie er auf dem Gymnasium seine Wörterhefte geführt, führte er seine medizinischen Kollegienhefte. Sie waren geradezu berühmt unter seinen Mitstudierenden und gesucht zur Vorbereitung auf das Examen und er lehnte sie gerne an seine Freunde und Bekannte aus, die sie dann weiter borgten, und auf diese Weise sind ihm einige der schönsten abhanden gekommen.

Nach seinem Staatsexamen wurde er zweiter Assistent des damaligen berühmten Professors der Chirurgie, Krönlein, dem Direktor der Universitätsklinik Zürich, — kulturhistorisch interessant ist zu vernehmen, mit einem Gehalt von Fr. 800. — im Jahre und freier Station — und rückte im Herbst 1883 zum ersten Assistenten vor und im August 1884 zum Sekundararzt mit einer Besoldung von Fr. 1500. —, in welcher Stellung er den

Direktor der Klinik zu vertreten hatte. Er stellte sein hervorragendes Zeichentalent ganz in den Dienst seines von ihm so verehrten Lehrers und Chefs und ermöglichte es ihm dadurch, den Unterricht durch Vorweisungen dieser Zeichnungen anschaulich und lehrreich zu machen. Damals standen den Professoren und Studenten noch nicht so prachtvolle Bilder der verschiedenen Krankheitszustände zu Gebote; deren Herstellung war damals eine Sache des Privatfleisses, während sie jetzt infolge der hohen Entwicklung der graphischen Kunst für wenig Geld jedem in ausgezeichneter Ausführung zu Gebote stehen. Er macht auch seine Doktorarbeit bei Krönlein, und wie sehr ihn dieser schätzte, geht daraus hervor, dass er ihm zu diesem Zwecke seine bedeutende Entdeckung über die Unterbindung der mittleren Schlagader der harten Hirnhaut bei Blutungen infolge Verletzungen zur Bearbeitung übergab. Auf Grund seiner Dissertation, die den Titel trägt: „Die modernen Indicationen zur Trepanation mit besonderer Berücksichtigung der Blutungen aus der Arteria meningea media", erhielt er am 16. Februar 1884 den medizinischen Doktortitel der Universität Zürich.

In jener Zeit war es, als der Verfasser dieser Lebensgeschichte ihn zum erstenmal sah und zwar nur aus der Ferne. Es war in einem der langen Gänge der chirurgischen Klinik des Kantonsspitales Zürich, in die ich zufällig, eingeführt durch einen ältern Studiengenossen, — ich befand mich damals noch ganz im Anfang meines Medizinstudiums — einen scheuen ehrfurchtsvollen Blick werfen konnte. Da deutete mein Führer, der schon die Kliniken besuchte, plötzlich auf einen im weissen Chirurgenrock Einherschreitenden und in einem der grossen Sääle Verschwindenden und sagte zu mir: „Das ist der Doktor Wiesmann, der vortreffliche Sekundararzt des be-

rühmten Chirurgen, Professor Krönlein. Das ist der, welcher seinem Professor so schöne Zeichnungen macht.“ Ich sandte dem so Gerühmten einen bewundernden Blick nach und ahnte damals nicht, dass ich ihn fast 10 Jahre später wiedersehen, näher kennen lernen und einen lieben Freund in ihm finden sollte.

Seine Freunde und darunter besonders Pfarrer Griesemann, mit dem er in regelmässigem Briefwechsel stand, machten für ihn Zukunftspläne und erwogen für ihn auch die Laufbahn eines Universitätslehrers, als er nach kaum dreivierteljähriger Tätigkeit als Sekundararzt der chirurgischen Universitätsklinik Zürich als Direktor und Anstaltsarzt (für den nach Zürich übersiedelnden Dr. Schläpfer) an das hinterländische Krankenhaus nach Herisau berufen wurde. Er betrachtete diesen Ruf als eine Fügung Gottes und leistete ihm freudig Folge.

Am 1. April 1885 trat er sein neues Amt an, gerade an seinem 31. Geburtstage und brachte dafür die besten Eigenschaften mit: einen scharfen Verstand, ein umfassendes Wissen, das sich nicht nur auf das begrenzte Gebiet der Medizin, sondern auf fast alle Gebiete menschlicher Wissenschaft erstreckte, eine hervorragende Gabe für Verwaltung und Organisation und ein warmfühlendes Herz.

Unter seiner Leitung entwickelte sich das hinterländische Krankenhaus zu hoher Blüte und erlangte den besten Ruf. Die Krankenzahl stieg von 33 im Jahre 1881 bis auf 75. Er war ein geschickter, sparsamer Haushalter und unter seiner Direktion konnten namhafte Verbesserungen und bedeutende Erweiterungsbauten ausgeführt werden, da es sein eifrigstes Bestreben war, die Einrichtungen des Krankenhauses stets zu verbessern und auf der Höhe der neuen Anforderungen zu erhalten. Vor allem verschönerte er die Krankenzimmer durch

Bilder und Blumen und machte sie dadurch den Kranken heimelig und angenehm. Im Jahre 1889 konnte er einen Umbau des Operationssaales vornehmen, durch welchen dieser den Ansprüchen der neuen Chirurgie und der bedeutend gesteigerten Zahl der Operationen angepasst wurde. Im Jahre 1892 wurde die Warmwasserversorgung, ein gewichtiger Bestandteil eines Krankenhauses, umgeändert und erweitert. Das Jahr 1895 brachte ihm die Einrichtung einer Desinfektionsanstalt, die dem ganzen Bezirk Hinterland dient und sich in der Bekämpfung ansteckender Krankheiten bewährt hat. In der Fortsetzung des Kampfes gegen die Infektionskrankheiten errichtete er im Jahre 1896 die Croupstation mit Inhalationszimmer und Erholungsstube, in welcher er manches Kind dem Würgengel Diphtherie entreissen und den Eltern wieder gesund zurückgeben konnte. Das Jahr 1902 brachte die Einführung der Zentralheizung für das ganze Krankenhaus, eine der bedeutendsten und wichtigsten Einrichtungen eines Spitales. Im Jahre 1904 wurde die elektrische Beleuchtung eingerichtet, die sich als viel hygienischer, sicherer und angenehmer erwies als die alte Gasbeleuchtung; im gleichen Jahr konnte er die Wäscherei aus dem Hauptgebäude entfernen, deren Platzierung ihm schon lange ein Dorn im Auge gewesen war, und sie in ein besonderes Gebäude verlegen. Das Jahr 1905 brachte ihm den schon lang ersehnten Sterilisationsapparat für Verbandstoffe, der es ihm erlaubte, die Operierten mit noch grösserem Erfolge vor der Eiterung zu bewahren und im gleichen Jahre konnte er das auf aussichtsreicher Höhe erbaute Absonderungshaus beziehen, das ihm nicht nur ein wirksames und sicheres Mittel bei der Behandlung der Infektionskrankheiten war, sondern auch eine Vergrösserung der Bettenzahl für das Hauptgebäude bedeutete. Nicht nur auf die Verbesserungen der medi-

zinischen Einrichtungen gingen seine Bestrebungen, sondern auch auf die der Verpflegung; so wurde die alte Kocheinrichtung durch eine grössere, besser eingerichtete und leistungsfähigere ersetzt und eine Kühleinrichtung zur bessern Aufbewahrung der Lebensmittel angeschafft. Sein besonderer Stolz waren die elektrischen Speiseaufzüge und die elektrische Nachtbeleuchtung der Krankensääle mit ihrem angenehmen gedämpften Lichte. Mit grösster Freude und leuchtenden Augen zeigte er diese Verbesserungen jeweils seinen Freunden und freute sich, wenn sie dafür Verständnis hatten.

Die gleiche Sorgfalt und Aufmerksamkeit wie dem Krankenhause selbst, widmete er auch dem Krankenhausgarten. Davon erzählen die grosse Zahl wohlgepflegter Spaliere, die Strauchanlagen, Bäume und Blumenbeete. Besonders nahm er sich auch des Gemüsegartens an, in dessen Dienst er auch das kleine Gewächshaus stellte und für den er Frühbeete anlegen liess, und mit Stolz zeigte er jeweilen seine wohlgeratenen Frühgemüse, mit denen er bewies, dass auch in dem für Gemüsebau nicht gerade günstigen Klima Herisaus bei entsprechender Sorgfalt und Sachkenntnis ein schöner Erfolg zu erzielen war. Diese Gartenarbeit in freien Momenten war für ihn eine überaus wohltuende Abwechslung mit der anstrengenden Berufsarbeit. Als geborner Gärtner konnte er nicht anders als warten und pflegen und hegen und sich jeden durstigen Pflänzchens erbarmen. Zu seiner Erholung trieb er auch Bienenzucht, von der er sich auch nicht durch einen besonders schmerzhaften, fast gefährlichen Bienenstich, den er einmal erhielt, abschrecken liess. Dieser seltsame Bienenstich, von dem er Magenkrämpfe, die sich beinahe zur Ohnmacht steigerten, verspürte, erweckte nur sein medizinisches Interesse, und er suchte dessen überraschende und seltene Wirkung sich durch Selbstbeobachtung zu erklären.

Seine Vorliebe für die Beschäftigung mit fremden Sprachen, die ihm von seiner frühern Lehrtätigkeit noch sozusagen im Blute steckte, betätigte er auch im Beginne seiner Krankenhaustätigkeit, als ihm der noch kleine Betrieb Zeit und Musse dazu liess. Da beschäftigte er sich mit seinem alten Freunde und Kollegen Dr. Koller in Herisau mit der Sprache der alten Aegypter und ihrer Bilderschrift, den Hieroglyphen, und auch bei der Niederschrift der seltsamen Zeichen und Bilder in den noch vorhandenen Studienheften können wir wieder seine saubere, sichere und kunstfertige Hand bewundern.

Von seinen Untergebenen verlangte er genaue Pflichterfüllung und anständiges Betragen. Sein Auftreten ihnen gegenüber war voll Autorität, und er war für sie geradezu eine Respektsperson, wie auch für die Jugend, so dass seine blosse Gegenwart genügte, sie zu Ordnung und Anstand zu bringen und nichts Ungehöriges aufkommen zu lassen.

In allen Zweigen der ärztlichen Wissenschaft leistete er Hervorragendes, besonders auf dem Gebiete der Chirurgie, und so war es dann ganz natürlich, dass ihn seine Kollegen aus dem ganzen Kanton für ihre Kranken auf diesem Gebiete zu Rate zogen, und in schönster kollegialer Weise und mit feinem Takte erfasste er seine Stellung als beratender Arzt. Er erwarb sich dadurch die meisten seiner Kollegen bald zu Freunden und eine grosse Reihe dankbarer Patienten blickte mit Bewunderung und Zutrauen zu ihm auf. Sein Handeln war ein chirurgisches, d. h. ein tatkräftiges und eingreifendes. Wo ein operativer Eingriff nötig war, legte er dem Patienten die Sachlage klar vor; ihn dazu zu drängen, wäre gegen sein Gewissen gegangen. Geduldig wartete er, bis in dem Kranken selbst der Wunsch reif wurde, sich seiner Hand anzuvertrauen. Deshalb war er auch

stets aufgebracht gegen gedankenlose Bemerkungen, als sei ihm das Schneiden eine Freude. Er duldete keine Spässe über seinen hohen Beruf, denn der Patient war für ihn nicht ein blosser Fall, sondern ein hilfsbedürftiger Mensch, und das Wohl der sich ihm Anvertrauenden war ihm das höchste Gesetz. Mancher Patient und pflegende Schwester gedenkt mit Dankbarkeit seiner überaus taktvollen und schonenden Art. Diese würdige Auffassung seines Berufes erklärt das grosse Zutrauen seiner Patienten, besonders wenn es sich um die Vornahme einer Operation handelte. Eigenes Erleben befähigte ihn zudem zum Verstehen der Operierten, denn im Jahre 1886 brachte ihn eine Phlegmone infolge Infektion, die er sich bei einer Sektion zugezogen hatte, an den Rand des Grabes; er wurde zweimal operiert und 1908 musste er sich einer Magenoperation unterziehen.

In einem Brief, den er im Jahre 1901 an seine Braut schrieb, spricht er über seine Arbeit, seinen Beruf und über das Bedürfnis nach Ferien: „Zwei volle Jahre bin ich nun kaum mehr von Hause fortgekommen und namentlich sehne ich mich darnach, einmal wieder für ein paar Wochen keine kranken Menschen mehr sehen und auch keine Sorgen für sie tragen zu müssen. Wir Chirurgen haben es darin besonders schwer, weil auf uns doch eine ganz andere Verantwortung liegt, als auf den internen Aerzten, die sich viel leichter den Trost zu nutze machen können, den Mephisto dem angehenden Mediziner auf den Weg gab: „es am Ende geh'n zu lassen, wie's Gott gefällt!“ Und doch! Wie's Gott gefällt! Ich habe diese Woche wieder besondere Durchhülfe erfahren. Bei einer Operation war mir etwas recht Ungeschicktes passiert, was ich kaum hätte voraussehen können, und ich war in grosser Sorge wegen der betreffenden Patientin. Es ist aber Gott sei Dank alles

sehr gut abgelaufen. Ich darf viele herrliche Erfolge erfahren. Wenn eine recht schwere Operation glücklich gelungen, ein Schwerkranker der Genesung wieder entgegengeht, dann kommt es mir manchmal in den Sinn, welch' blutiger Hohn doch in den Worten lag: „Arzt, hilf dir selber", beim Gedanken, wie hülflos und machtlos ich am Sterbebette der lieben Thilde [1]) stehen musste. Gar sehr hat mich interessiert, was Du mir vom Hospital Sunday schriebst. Gewiss ist der Beruf eines Arztes ein gar herrlicher, besonders wenn man ihn, wie wir Spitalärzte, ohne die kleinlichen Rücksichten auf die eigene Tasche, ausüben darf. Freilich haben wir uns immer aufs neue davor zu hüten, dass wir nicht stumpf werden gegen all' das viele Leid, das uns täglich entgegentritt, und da tut es wirklich not, dass ein warmfühlendes Herz mich immer wieder an die schönste Seite der ärztlichen Tätigkeit erinnere. Ein 8jähriges Büblein wurde von einem Dachziegel mitten auf den Kopf getroffen. Mehrere Splitter, zusammen über fünffrankenstückgross, waren in den Schädel eingeschlagen und mussten durch eine ziemlich mühsame Operation herausgenommen werden. Jetzt ist das Kind recht ordentlich munter, trinkt und schläft, wie wenn nichts passiert wäre. Aber — das Kind ist von Geburt schwachsinnig, so dass die Freude, es gerettet zu haben, doch etwas getrübt ist. Es gehört das mit zum Schwersten unseres Berufes, dass wir auch da alle Anstrengungen machen und unser Bestes einsetzen müssen, wo man nach menschlicher Weise sagen würde: „'s ist ihm wohl geschehen, dass es sterben konnte!" Da hilft nichts darüber hinweg, als das Bewusstsein, dass nicht wir Herr sind über Leben und Tod und dass wir absolut nichts anderes tun dürfen als unsere Pflicht. Kürzlich operierte ich in einer Bauern-

[1]) Seiner im Jahr 1900 verstorbenen Frau.

stube einen Mann und die Umstände erforderten es, dass keine Narkose angewendet werden durfte. Der Mann schaute mich aber so vertrauensvoll an und gab sich so unbedingt in meine Hände, dass ich unwillkürlich an Deinen Ausspruch erinnert wurde: „Paul könnte an mir machen, was er wollte.“ Dein Ausspruch hat mir aber auch sehr wohl getan. Ich darf überhaupt die Erfahrung machen, dass mir gegenüber die Patienten gar nicht mehr messerscheu sind, und eine Operation, die ich empfehle, wird sozusagen kaum je abgelehnt. Die Leute sind denn doch allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, dass ich ihretwegen operiere und nicht meinetwegen.“

Ueber seinen Jahresbericht von 1900, mit dessen Abfassung er gerade damals beschäftigt war, fügte er bei dieser Gelegenheit Folgendes bei: „Viel Schmerz und Leid verbirgt sich hinter diesen Namen und Zahlen, aber auch viel Freude und Befriedigung. Ich habe noch selten so viel operiert, wie während der letzten paar Monate, und auch noch selten so viel Glück und Erfolg gehabt. Wenn ich dies übrigens mit grossem Dank gegen Gott anerkenne, so geht es mir mit der eigenen Beurteilung des Erfolges immer etwas eigentümlich. Es ist mit dem ärztlichen Gewissen wie mit dem moralischen: glücklich verlaufene Fälle habe ich meist sehr bald wieder vergessen, während Misserfolge, begangene Fehler, falsche Diagnosen sich gar fest dem Gedächtnis einprägen.“

In der Appenzellischen Aerztegesellschaft war er einer der Tätigsten und Besten; selten fehlte er an einer Sitzung und selten verging eine der Frühlings- oder Herbstversammlungen, ohne dass er durch einen Vortrag oder Mitteilungen und Demonstrationen aus seiner grossen Erfahrung den Kollegen Belehrung und Anregung ge-

boten hätte. In zahlreichen Vorträgen gab er seinen Kollegen Kenntnis von den neuesten Entdeckungen und Ereignissen auf dem Gebiete der Medizin. Er war auch einer der ersten, der in der Schweiz die Röntgenstrahlen bei der Diagnose und Behandlung von Krankheiten benützte und zog sich dabei an mehreren Fingern der linken Hand eine Röntgenverbrennung zu, die ihm viel Schmerzen und grosse Sorgen machte. Lange bekleidete er das Aktuariat der Gesellschaft und vom Frühling 1899 bis 1913 erkor ihn das Zutrauen der Mitglieder jedes Jahr neu zum Präsidenten. Seine tiefgründigen Präsidialreden, in denen er im Ernst und im Scherz aller, nicht nur der Ereignisse auf dem Gebiete der Medizin gedachte, bildeten jeweils den Höhepunkt des zweiten Teils der Versammlungen. Als Vertreter der Aerztegesellschaft seines Kantons gehörte er lange Zeit der schweizerischen Aerztekammer an und nahm mit weitem Blick und gereiftem Verständnis an den Bestrebungen zur Erhaltung und Ausbildung eines geistig und besonders ethisch hochstehenden Aerztestandes teil. Auch im kantonalärztlichen Verein des Kantons St. Gallen und der Aerztegesellschaft der Stadt St. Gallen war er ein willkommener und geschätzter Gast und erwarb sich dort viele und treue Freunde.

An einer der berühmten Jahresversammlungen der stadtärztlichen Gesellschaft St. Gallen war es dem Schreiber dieser Lebensgeschichte vergönnt, ihm, den er einmal nur aus der Ferne gesehen hatte, näher zu treten, und zwar nicht im lauten Jubel des Freudenmahles selbst, sondern auf dem Heimwege von St. Gallen nach dem Krankenhause Herisau in einer schönen schneereichen Winternacht unter dem sternenbesäten Himmel. Bei einem lebhaften Gedankenaustausch über die glänzenden Sterne, ihren Lauf und ihre Bahnen, über unsere Lebens-

schicksale, die so viel Aehnlichkeit hatten, über Irdisches und Ueberirdisches fanden sich unsere Herzen in Freundschaft und wir schlossen einen Bund, der all' die schönen Jahre seither beide beglückte und bei welchem er, der Aeltere, Reife, Lebenserfahrene und Wissensreiche, den Jüngeren mit seinem unerschöpflichen geistigen Reichtum geradezu überschüttete.

Von seinem Kanton und seiner Gemeinde wurden seine Fachkenntnisse vielfach zu Rate gezogen; der Regierungsrat berief ihn 1899 in die Sanitätskommission, in der er seit 1901 Vizepräsident war, und der Ortsgesundheitskommission Herisau leistete er lange Jahre vortreffliche Dienste. Im Jahre 1908 wurde er in die Maturitätskommission der Kantonsschule in Trogen gewählt, in der ihm seine reichen Kenntnisse trefflich zu statten kamen; der Gemeinde Herisau war er ein rühriges Mitglied der Realschulkommission. Auch besorgte er als Arzt das grosse Bürgerasyl und die Waisenanstalt von Herisau und waltete als Gerichtsarzt der Gemeinde eines oft schweren Amtes.

Auch in den Dienst der öffentlichen Gesundheits- und Krankenpflege und der Gemeinnützigkeit stellte er seine Kräfte. Wie oft hat er nicht in Herisau Samariterkurse abgehalten, wie eifrig für die Sache des Roten Kreuzes Propaganda gemacht, wie viele Krankenpfleger und -pflegerinnen in seinem Krankenhaus herangebildet.

Er war viele Jahre der tatkräftige Präsident des Hilfsvereins für arme Geisteskranke und des Vereins für Erziehung taubstummer Kinder. In einem klaren, tiefgründigen Vortrag half er bei der Propaganda für die Errichtung einer Appenzell A. Rh. Heil- und Pflegeanstalt. Er wurde auch zum Mitglied der Baukommission dieser Anstalt und nach deren Eröffnung zum Mitglied und Vizepräsidenten der Aufsichtskommission ernannt.

Als Mitglied und Präsident der Appenzellischen Gemeinnützigen Gesellschaft regte er durch einen Vortrag die Fürsorge für die Tuberkulösen an und als anlässlich der Zentenarfeier im Jahre 1913 eine Stiftung errichtet wurde, trat er als vornehmstes ärztliches Mitglied in ihren Verwaltungsrat ein. Seine ausführlichen, klaren und interessanten Jahresberichte der Gemeinnützigen Gesellschaft beweisen jeweils, wie gewissenhaft er seine Pflicht als Präsident erfüllte. Für die Jahresversammlung der Schweizerischen Gemeinützigen Gesellschaft 1908 in Frauenfeld fasste er ein bedeutungsvolles Referat ab über: „Die neuen sanitarischen Rekrutenuntersuchungen in der Schweiz und Folgerungen für die psychische und moralische Erziehung des schweizerischen Volkes", und in der letzten Zeit beschäftigte er sich eingehend mit der Frage der Kranken- und Unfallversicherung. Es war ihm eben ein Bedürfnis, auf allen Gebieten mitzuarbeiten, wo seine besondern Fachkenntnisse als Arzt von Wert sein konnten, und gemeinnützige Tätigkeit war ihm viel lieber als Amtstätigkeit.

Aber auch an der Geselligkeit nahm er teil und leitete in gediegendster Weise eine Zeit lang die Kasinogesellschaft in Herisau und die appenzellische Sektion des Alpenklubs als Präsident, als welcher er in einem meisterhaften Vortrag einen kurzen Ueberblick über die Geologie der Erde und den Aufbau des Säntis gab. Berühmt wurde eine seiner Besteigungen des Säntis, die er im Herbst 1892 auf Veranlassung seines Freundes Prof. Dr. O. Roth vornahm zum Zwecke der Unterbindung der Schenkelschlagader bei dem Wetterwart auf dem Säntis. Dieser hatte sich beim Ausgleiten auf dem vereisten Schnee des Daches durch eine eiserne Spitze des Geländers eine schwere Verletzung des Oberschenkels mit starker Blutung zugezogen, deren endgültige Stillung

nur durch die Unterbindung der Arterie durch die beiden Freunde möglich war. Wie interessant und lehrreich schilderte er nachher mit feinem Humor seine „hohe“ Unterbindung der femoralis.

Neben seiner ausgedehnten ärztlichen und gemeinnützigen Arbeit betätigte er sich auch literarisch auf dem Gebiete der Chirurgie und bearbeitete im Handbuch der praktischen Chirurgie von *Bergmann, Brun* und *Mikulicz* das vierte Kapitel: „Die Verletzung der intracraniellen Gefässe“ und das fünfte Kapitel: „Verletzungen der Hirnnerven während ihres Verlaufes im und durch den Schädel.“ Und im Jahre 1906 schrieb er einen Beitrag zum Jubiläumsband für seinen verehrten Lehrer und Chef *Krönlein:* „Ueber einen Fall doppelseitiger Bicepsruptur.“ Auch die Abfassung des regelmässig wiederkehrenden Jahresberichtes seines Krankenhauses soll hier erwähnt werden, in dem er ein klares und deutliches Bild des Anstaltsbetriebes und seiner Verbesserungen und Erweiterungen gab.

Und was für ein Vorbild gab er als Familienoberhaupt! Da führte er die Tradition seines Vaters und seiner Mutter weiter. Welch' reiches Glück war ihm in seiner Familie beschieden! Jm Jahre 1888 verehelichte er sich mit Fräulein Mathilde Steiger, die seiner Arbeit volles Verständnis und Interesse entgegenbrachte und ihm eine Gehilfin im wahren Sinne des Wortes war, indem sie ihm auch bei den Operationen assistierte. Sie schenkte ihm 5 Söhne und 1 Tochter, von denen ein Söhnchen im frühesten Kindesalter starb. Ein furchtbarer Schmerz war es für ihn, als ihm im Jahre 1900 die geliebte Gattin durch eine Krankheit von nur wenigen Tagen entrissen wurde und ihn mit 5 unmündigen Kindern zurückliess. Ein grosses Glück war es für ihn, dass seine Schwiegermutter sich seiner und seiner Kinder in treuer Liebe an-

nahm und ihm den Haushalt besorgte. Jm Jahre 1902 erblühte ihm ein zweites ebenso reiches Eheglück, als ihm die jüngere Schwester seiner verstorbenen Frau, Fräulein Hanna Steiger, die Hand zum Ehebunde reichte und ihm in ihr wieder eine liebevolle Gattin und seinen Kindern eine hingebende Mutter geschenkt wurde. Aus dieser Ehe ging noch ein Söhnchen hervor, das wie seine ältern Geschwister die Freude und die Augenweide der Eltern wurde. Reiche Freude und ein grosses Glück erlebte er an seinen Kindern. Mit besonderer Sorgfalt und liebevollem Interesse wachte er über ihre geistige Entwicklung. Er gab ihnen auf jeder Altersstufe unendlich viel Anregung und förderte sie durch sein Beispiel und Lehrtalent. Durch die Verheiratung seiner Tochter wurde er in den letzten Jahren zum glücklichen Grossvater; seinen ältesten Sohn sah er Ingenieur werden, sein zweiter wählte seinen eigenen Beruf und auch die jüngeren wollen sich gelehrten Berufen widmen, so dass er oft humorvolle Bemerkungen über das heranwachsende „Gelehrtenproletariat“ machte. Und was er seinen Söhnen war, war er auch seinen Assistenten und übermittelte ihnen nicht nur seine ärztlichen Erfahrungen und Kenntnisse, sondern gab ihnen auch viel für's Leben mit.

Seine körperliche Konstitution war eine gesunde und kräftige. Im Jahre 1886 erkrankte er schwer an einer Phlegmone durch Infektion bei einer Sektion, die sein Leben gefährdete. Er erholte sich aber Dank seiner gesunden Natur wieder vollständig. Im Jahre 1908 liess er sich wegen Pylorusstenose infolge von Ulcus durch seinen Freund Feurer gastroenterostomieren. Nachdem er vorher wochenlang unter den Folgen der behinderten Funktion seines Magens gelitten hatte, fühlte er sich nachher wie neugeboren. Mit Humor äusserte er sich über seinen Zustand dahin: Er habe alle Aussicht auf ein

langes Leben und könne 80 Jahre alt werden, wie sein Vater, der erst im Jahre 1906 gestorben sei; alle seine wichtigen Organe seien nun in Ordnung und er zählte auf: sein Hirn sei in einem, wie er meine, guten Zustand und dessen Funktion eine befriedigende, auch sein Herz sei in Ordnung, sein Magen sei nun durch Feurer wieder funktionstüchtig gemacht und seine Verdauung besser als je, auch die Nieren kämen ihrer Aufgabe zu seiner vollen Zufriedenheit nach, also könne er noch lange Zeit leben und arbeiten, wenn — fügte er mit bedeutungsvollem Blicke hinzu — nichts Unerwartetes sich ereigne.

Und er hatte recht!

Im Jahre 1910 feierte er das 25jährige Jubiläum als Krankenhausarzt und freute sich aufrichtig über den Dank, der ihm von allen Seiten, der Krankenhauskommission, seinen Kranken und seinem Personal dargebracht wurde. Ein „Röntgenfinger", welche Affektion er sich im Beginn der Röntgenära, als die Schädlichkeit der Strahlen noch nicht bekannt war, zugezogen hatte, machte ihm oft Sorge und Schwierigkeiten beim Operieren. Auch vergällte ihm eine Gesichtsneuralgie oft das Leben und hinderte ihn am Reden und Essen und am Schlafe. Aber das alles trug er mit Geduld und schweigend und seine Angehörigen erfuhren nur auf Befragen davon. Oft lächelte er still für sich, wenn Kranke ihm ihre kleinen Leiden ausführlich schildern wollten, die er als viel leichter und unbedeutender als die seinen bezeichnen musste, und dann konnte es geschehen, dass er für deren Anhören nicht so viel Zeit und Geduld hatte, wie die Betreffenden meinten, für ihre Beschwerden beanspruchen zu dürfen. Seine Familienangehörigen störte er ebensowenig durch ängstliche Gesundheitsmassregeln: „Warte bis es besser chonnt!" war sein Rat bei belanglosen Leiden.

Am 1. April dieses Jahres feierte er noch fröhlich im Kreise seiner Familie seinen 62. Geburtstag und

ahnte nicht, dass er sich an diesem Tage durch Infektion bei einer septischen Patientin den Tod holen sollte. Der Verlauf war der gewöhnliche, von ihm so oft beobachtete. Schon 2 Tage nachher musste er sich zu Bett legen; die Infektion machte unaufhaltsame Fortschritte, die seine Freunde durch keines der angewandten Mittel aufhalten konnten. Bald machte ihm das Sprechen infolge septisch-gangränöser Angina grosse Schwierigkeit und er konnte sich fast nur noch schriftlich mit seiner Umgebung verständigen. Er war sich über die Schwere seiner Erkrankung und deren Ausgang völlig klar. Mit grosser Ruhe und Gelassenheit verfolgte er den Verlauf seiner Krankheit und traf mit völliger Klarheit noch die nötigen Anordnungen. Herzlich nahm er vom Hauspersonal, von seinen Verwandten und Freunden Abschied und freute sich, all die Seinen um sich zu haben und in der letzten Stunde auch noch mit dem ältesten Sohn, der von der Grenzwacht im Süden herbeigeeilt war, einige wenige Worte zu wechseln. Am 7. April Abends zehn ein viertel Uhr schied er getrost und stark im Glauben an seinen Gott, der ihn so reich gesegnet hatte, aus diesem Leben.

Durch sein Leben und sein Sterben ist er allen, die ihn gekannt, ein leuchtendes Vorbild in ernster Arbeit, in Freud und Leid geworden und wird uns allen unvergesslich bleiben. Er hat uns die Wahrheit des Spruches klar vor Augen gestellt:

„Nur ein guter Mensch ist auch ein guter Arzt."

Das Rosenblatt.

Dem Andenken des verstorbenen Präsidenten der Gesellschaft,
Dr. Wiesmann, gewidmet.

Ein kalter Nord peitscht wild das Wolkenmeer
Am düstern Himmel brausend vor sich her,
Und welke Blätter wirbeln in den Lüften,
Wie fliehend vor des Winters eis'gen Grüften.

Von Frost erstarrt such' ich ein gastlich Haus,
Das Schirm mir biete bei des Wetters Graus,
Da leuchtet mir geschützt vor Wind und Regen
Vom Fenstersims ein Rosenblatt entgegen.

Ein Stück des Himmels schien es mir zu sein,
Wenn sterbend noch der Sonne letzter Schein
Das zarte Wolkenvlies in Purpur hüllet,
Den weiten Dom mit Rosenglanz erfüllet.

Die Rose ward zerzaust, das Blatt verweht,
Das hier noch schimmernd mir vor Augen steht:
Das Schönste welkt, der Beste muß von hinnen,
Wie auch der Mensch sich sträubt und Tränen rinnen.

Doch jenes Leuchten werd' ich nimmer los,
Das mir das Rosenblatt ins Herz ergoss,
Auf dieses Mannes Grabmal soll es schreiben:
„Der Abglanz seiner Seele wird uns bleiben".

A. Marti.